

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 19 (1943)

Artikel: Der Brand zu Bischofszell im Jahre 1743
Autor: Knöpfli, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-699240>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

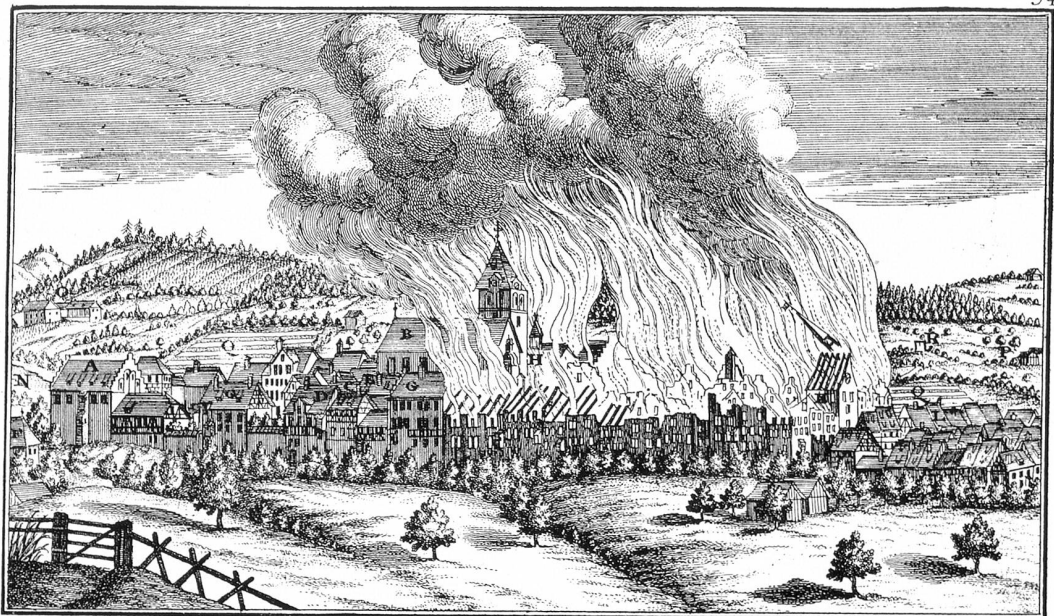
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



STATT BISCHOFFZELL.
Wie selbige A. 1743. im Brand gestanden ist.



VILLE DE BISCHOFFZELL.
Comme Elle a été en feu L'An 1743.

Stich in David Herrlibergers Eidg. Topographie 1754
 Es brannte zwar nachts, was den Kupferstecher nicht hinderte, uns eine topographisch zuverlässige Ansicht bei Tage zu geben

Der Brand zu Bischofzell im Jahre 1743

Von Albert Knöpfli

Das Unglück

«Auf was für eine empfindliche Weise der gerechte und heilige Gott nach seinen unerforschlichen Gerichten das vorhin florierende Bischofzell durch eine sehr große betrübte und höchst verderbliche Feuers-Brunst heimgesucht, vernehme der mitleidige Leser aus hernach folgenden Umständen.»

So wendet sich ein Flugblatt des Jahres 1743 an wohlthätige Leute in der ganzen damaligen Eidgenossenschaft. Pfarrer Heinrich Murer, ehemals Diakon zu Bischofzell und später Geistlicher des Spitals Zürich, verfaßte den obigen, «umständlichen Bericht». Vor der Drucklegung in Zürich wurde das Manuskript dem Stadtschreiber Diethelm aus Bischofzell zur Korrektur vorgelegt. Von der Presse weg fand das Erzeugnis pietistischer Charitas reißenden Absatz.

Die Stadt hieß auch den Karthographen und Geometer Johannes Nötzli aus Weinfeld und seinen Vetter Hans Konrad aus Zürich einen Plan der Unglücksstätte aufnehmen und durch David Herrliberger in Kupfer stechen. Die Aufnahme kam auf 19, der Stich auf 55 Gulden. Den Plan nahm Herrliberger später in seine eidgenössische Topographie auf; die zwei Einzelstücke verkaufte er zu neun Kreuzer.

Stadtschreiber Diethelm und sein Begleiter, Kirchenpfleger Lieb, ließen sich einen größern Posten des «umständlichen Berichtes» zum Vertrieb in die eidgenössischen Orte mitgeben, um das Kollektgeschäft um so eher in Fluß zu bringen. Die beiden Herren hatten Bischofzell schon neun Tage nach dem Brande, also am 25. Mai verlassen, um persönlich von Hauptort zu Hauptort zur Mildtätigkeit aufzurufen und gute Gaben im Namen der Brandgeschädigten in Obhut zu nehmen. Am 3. Juni kollektierten sie in Bern; sie besuchten Freiburg und Solothurn, wandten sich von dort nach Luzern (10. Juni) und Schaffhausen, Stein am Rhein und Frauenfeld und kehrten am 20. Juni zwar ohne einen Gulden, aber mit vielen Zusicherungen und zuverlässigen Versprechungen befrachtet nach Zell zurück. Doch davon später.

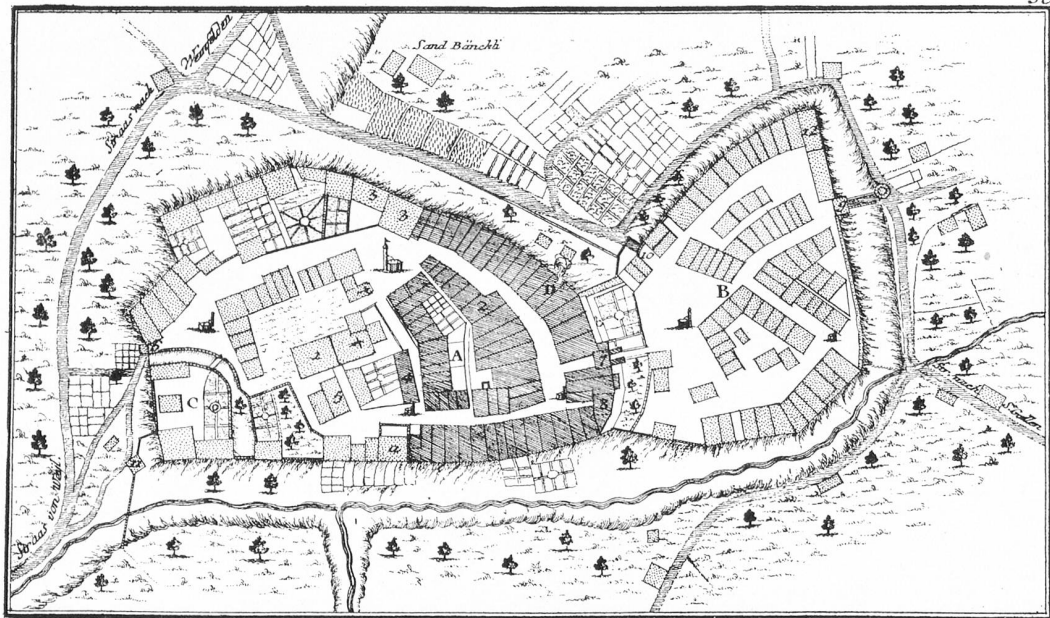
Lassen wir die Schreckensstunden der Feuersbrunst in kurzen Worten lebendig werden:

Der Handelsmann Benjamin Lieb an der Markt-gasse (nach neuem Grundriß Nr. 5) hatte in seinem Hause wider «mehrmalig oberkeitlich publicierte policey Ordnung» eine große Wäsche gehalten. Um einige Batzen zu sparen, wie der Obervogt Anthon von Thurn seinem Oberherrn, dem Kardinalbischof Damianus Hugo erbost nach Meersburg meldete.

Denn Lieb hätte das städtische Secht- und Waschhaus benützen sollen.

Zwar löschte er abends sorgsam das stark schwellende Feuer. Die Glut fraß aber unbemerkt durch die Wand bis zur Wohnung des Junkers Abraham Gonzenbach im Nachbarhause. Dieses stand halb elf Uhr in hellen Flammen. Weil das Feuer hier ausbrach, wollten etliche wissen, die Angehörigen des Gonzenbach hätten den roten Hahn schon zwei Tage

erschreckt aus dem ersten Schläfe auf. Wer sein Haus schon in Brand sieht, sucht dürftig, oft nur mit dem Hemde bekleidet, sein nacktes Leben zu retten. Viele der Herren Burger müssen sich anderntags in schlechten oder entlehnten Kleidern, ohne Rock, Perücke oder Hut auf den Straßen sehen lassen. Die Weiber, meistens in der Vorstadt oder außerhalb der Mauern «salviert», dürfen sich in ihren «habit» überhaupt nicht zeigen.



STATT BISCHOFFZELL.
oder derselben Grundriß, welcher zeigt, was
vor Häuser N.º 1743, abgebrannt und Stehen
geblieben sind.

PLAN DE LA VILLE DE BISCHOFFZELL.
On représente un Quartier brulé, et Le
Reste é chapé aux flammes.

Stich in Herrlibergers Eidg. Topographie 1754, nach Joh. Nötzlis Stadtplan
Dunkel schraffiert die niedergebrannten Gebäude

lang «geschmeckt» aber niemandem geoffenbart. Gonzenbach und Lieb selbst schoben einander gegenseitig die Schuld zu, wie es auch heute zuweilen beliebt, und der Streit nahm erst sein Ende, als der Rat in öffentlicher Tagung erkannte, die Brunst sei von des Lieben Besitz ausgegangen.

Kurz und gut, das Gonzenbachsche Haus brannte am Abend des 16. Mai 1743 um halb elf Uhr lichterloh. Eine Viertelstunde später schlugen die Flammen prasselnd aus sechs Firsten, darunter auch Doktor Scherbens Haus über der Gasse. Der Brandherd befindet sich an einer verhängnisvollen Stelle. Zwar lassen die Häuserreihen Platz für drei nebeneinanderfahrende Wagen, wie Murer berichtet. Aber der innere Ring zieht sich nicht ungebrochen hin. Da springt zum Beispiel, wie auch aus Herrlibergers Kupferstich zu ersehen, das erst 1739 für 2000 Gulden renovierte Rathaus gegen die Gasse vor. Das Rathaus fällt dem Element zum Opfer samt den darin aufbewahrten Feuerkübeln. Denn als die Wächter aus vollem Halse Fürio schreien, fahren die Leute

Die Anstößer brennender Häuser flöchnen Mobilien, Geld, Kleider und Hausrat in die Keller, andere werfen ihr Gerät zum Fenster hinaus. Jeder hat mit sich zu tun und niemand, auch gar niemand wehrt des Feuers.

Wie es im Bericht an den Bischof lautet, bläst nur ein ganz leichter Ostwind. Aber den Flammen bieten keine Brandmauern Einhalt. In den Estrichen, die untereinander verbunden sind, lagern große Holzvorräte. Wohl bedecken Ziegel die meisten Dächer. Die wenigen Schindelbezüge jedoch liefern dem Feuer reiche Nahrung, so bei den Häusern in der nächsten Umgebung des Zeitglockenturms.

Die Dachsparren dieses Turmes stürzen krachend samt der Feuerglocke zur Erde und versperren den Zugang zu den brennenden Gassen. Als Zufahrt bleibt nur noch das untere Tor gegen die Thurbrücke. Und dort drängen die Menschen mit geflüchteter Habe. Anderthalb Stunden geschieht überhaupt nichts zur Löschaktion.

Unterdessen ergeht aber das allgemeine Land-

geschrei. Die Brandröte ist über den Bodensee bis Meersburg sichtbar. In Bischofszell selbst müssen sie das Sturmläuten vom Kirchturm einstellen; die Hitze steigt dort ins Unerträgliche. In den Kellern beginnen Wein und Most zu siedeln.

Da nahen endlich, mit Feuerhaken und Kübeln, die ersten auswärtigen Hilfsmannschaften. Von Sitterdorf, Berg und Wuppenau. Eine stattliche Mannschaft aus Weinfeldern, ehrliche, brave Männer aus Dörfern im Umkreis von 45 Stunden! Bis aus der Gegend von Winterthur. Die Hilfe kommt spät, sehr spät — trotz höchster Eile — aber sie kommt nicht vergeblich.

«Besonders gebühret großes Lob und Ruhm den Burgern zu Weinfeldern.» Hauptmann Keller sieht: aus den brennenden Gassen ist nichts mehr zu retten. Schon droht das Spital in Brand zu geraten, was bisher eine Feuermauer hat aufhalten können. Auch an der Kirchgasse lecken die Flammen an der Feuermauer des Stiftshofes von Chorherr Schorno. Da gilt es einzugreifen. Auf oberkeitlichen Befehl reißt man des Altrat Lewerer Haus vor dem Spital bis auf die Stuben ein. Wer dies zur Rettung der Unterstadt einzig Mögliche eigentlich angeordnet hat, wissen wir nicht. Wahrscheinlich nicht der bischofszellische Feuerhauptmann Zwinger, von dem die Akten lediglich melden, daß er sechs Häuser unterhalb dem erstbrennenden First gewohnt, vieles von seiner Habe selber salvieren konnte, aber den Rest durch Diebstahl verlor.

Die rettende Aktion befiehlt auf alle Fälle Keller von Weinfeldern. Er läßt die Türen zum Archiv im Spital aufbrechen und die Kostlichkeiten, Protokolle, Briefschaften, der Stadt Zinsbücher und Rechnungen in den uralten Burgfried des Obervogtschlosses tragen. Als Stadtschreiber Diethelm und Joh. Bapt. Ott acht Monate später die Schätze und Akten wieder ins Spital zurückschleppen, gewahren sie mit Befriedigung, es sei «nicht das geringste Zeduli» verloren gegangen. Nur im aufgesprengten Trögli der Alträte im Amt fehlen 60 Gulden, was man der allgemeinen Konfusion zuschreibt.

Die zur Rettung von Kirche und Sakristei herbeigebrachte Feuerspritze befindet sich auf ständiger Fahrt, um bald hier, bald dort ein Übergreifen des Feuers auf die Holzteile des gefährdeten Gotteshauses zu verhindern.

Wie das Haus «unter den Säulen» nördlich des Zeitglockenturms brennt, droht sich das Flammenheer dem Zwingerschen Leindwandmagazin entlang (heute Schneidereiwerkstätten A. Munz) zur Schmiede auf der Grub zu fressen. Hier bannt beherztes Eingreifen Schneidermeister Hans Ulrich Baumanns aus Sitterdorf die höchste Gefahr. (Vielleicht gab ihm die Stadt Bischofszell deshalb zum Danke 1759 noch das neue Stadtbanner auf die Bischofshuldigung hin in Auftrag.)

Hauptmann Kreis aus Zihlschlacht befiehlt, nasse Häute aus der nahen Gerberei auf die Schindeldächer der Ställe hinter der brennenden Metzger und auf den der obern Farb gehörenden Stadel zu legen. Sonst schnappte der rote Hahn die ganze Vorstadt zur Beute. Da man aber zudem noch das Haus zur alten

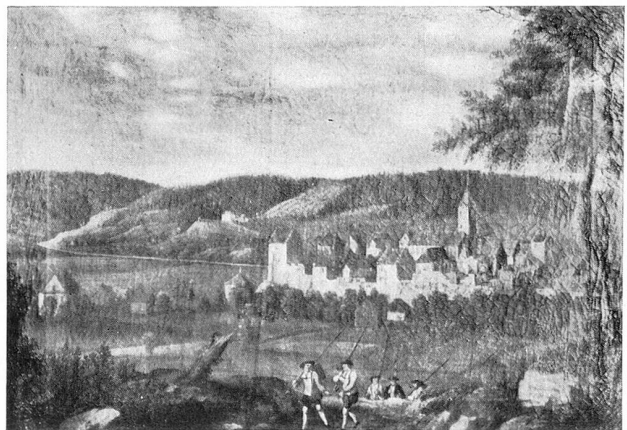
Badstuben vorsorglich bis auf die Wohnstuben «schliessen» kann, ist auch die Vorstadt gerettet.

Innert sechs Stunden verbrannten gegen 70 Firste an der Markt-, Schmalz- und Kirchgasse. Darunter das schon erwähnte Rathaus, die zwei Jahre vorher neuhergestellte Stadtmetzger, das städtische Secht- und Waschhaus, das Schmalzhaus.

Über tausend Neugierige trafen im Verlaufe dieses «schweren Gerichtes Gottes» ein. Mit den Neugierigen tauchten Schelme und Tagediebe auf, wie es noch heute zu gehen pflegt: Der Wunderfitz folgt der christlichen Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft auf dem Fuße und die Dunkelmänner der menschlichen Gesellschaft, die im Schutze der allgemeinen Verwirrung kommen, schließen im Gefolge hart an. Es wurde gestohlen, wie es, nach Zeugnis des Chronisten (J. Diethelm), «bei unchristlichen Völkern und Barbaren nicht einmal vorgekommen wäre». Der Chorherr Schorno hielt sich zur Zeit des Brandes in Schwyz auf; in seiner Wohnung schlugen Eindringlinge viel Holzwerk klein; entwendeten Korn und auch der Wein wurde «theils gestohlen, theils versoffen». Stadtschreiber Diethelm fand die Fächer und Laden leer, in welchen er das Ehegeld und andere Münzen in den Keller geflüchtet. Während der Zeit, wo am nächsten Tage der katholische Pfarrer Steinach bei der Badhütte unweit der Thurbrücke Messe las, brachen Schelme in das Haus der Frau Statthalter Brydlerin.

Den ganzen Tag noch wehrten fremde Löschmannschaften der immer wieder gefährlich aufflackernden Glut. Gegen vier Uhr abends hielt auf Geheiß des Obervogts der katholische Priester beim Spital eine Dankrede an die hilfsbereiten Männer, stellte ihnen das Unglück als göttliche Warnung dar und ersuchte sie, sich nun nach Hause zu begeben.

Auf der Grub geschah ein Gleiches durch den evangelischen Pfarrer Laub von des Stadthauptmann Zacharius Lieb Stube herunter. 300 Mann verblieben als Nachtwachen. Denn, so schrieb Obervogt Anton von Thurn dem Fürstbischof, es sei nicht gewiß, «ob der Gerechte Zorn Gottes bey dem Bereithes ge-



Heimkehrende auswärtige Feuerwehrlaute
Das Städtchen und seine Brandruinen von Süden gesehen
Gemälde derzeit im Ortsmuseum Bischofszell

schehen sein Vergnügen haben und Besänftiget sein möchte».

Noch acht bis zehn Tage schritten Bürgerwachen die Runde in und um der Stadt, damit Fremde keinen Unfug treiben und das in den Ruinen herumliegende zusammengeschmolzene Buntmetall nicht rauben konnten. Aus der weitem Umgebung der Stadt, auch aus äbtisch-st. gallischen Landen, stellten sich pro Nacht je 60 Mann Zuzug. Sie erhielten aus dem Stadtkeller Wein und aus dem Spital Brot. Ein Mehreres taten etliche Chorherren, der Herr Obervogt und vom Brande nicht geschädigte Bürger.

Zu Pferd erschienen Leute von St. Gallen, Zürich, Stein, Herisau, den thurgauischen Dörfern, aus der alten St. Galler Landschaft, aus dem Toggenburg, «welch alle ihre herzliche Compassion mit thränen bezeugten». Schließlich fanden Vogt und Rat den Zustrom doch zu bunt und ließen die drei Tore schließen. Aber da stauten sich Tausende und drohten, im Gottesdienst nichts für die Brandgeschädigten zu steuern, wenn man sie nicht hereinlasse. Man gab nach und ersuchte die Zudringlichen lediglich, bis spätestens um die fünfte Abendstunde den traurigen Schauplatz zu verlassen. Beängstigt drängten sich die Neugierigen vor allem auf den 20. Mai, dem bischofszellischen Markttag. Aber niemand durfte feilhalten. Die Wachen zogen in doppelter Besetzung auf. Noch am 24. war das Feuer nicht völlig erloschen; eine neue Verordnung gebot jede Nacht zehn Verbürgerte und zwanzig Hintersässen zum Ordnungsdienst.

Die Mildtätigkeit

Die erste Mitteilung des Unglücks nach Meersburg enthält den Hinweis auf eine Bitte der Bürgerschaft, für die Aufräumungsarbeiten die herrschaftlichen Mühle-Fuhrwerke benutzen zu dürfen. Am 18. Mai geht ein erster offizieller Bericht des Obervogtes ab. In Meersburg lassen sich die Herren nicht so rasch aus der Ruhe bringen. Das Schriftstück trägt den Vermerk «Lectum in Concilio intimo Meersburg den 24ten May». Am 23. macht sich eine bischofszellische Abordnung mit einer Petition auf den Weg nach Konstanz und der fürstbischöflichen Residenz, um dort die «Hilfe der landesstatthalterlichen Hand» zu erbitten. Die Petition wird angenommen, aber erst am 5. Juni behandelt. Entscheid: Was man geben könne und wolle, hange von Ihro hochfürstlichen Eminenz ab. Nach etlichen weitem Bittschriften ergeht endlich 1744 (!) ein Schreiben an die Obervögte zu Klingnau, Kaiserstuhl, Gottlieben, Güttingen und Markdorf, sie möchten eine Brandsteuer für Bischofszell einsammeln und der bischöflichen Regierung abliefern.

Die ersten eingehenden 40 Gulden, von Stadt und Spital Markdorf gestiftet, werden «ad cameram» genommen, bis man weiß, was die andern contribuieren. Daß die bischöfliche Kanzlei mit dieser Begründung Brandsteuern zurückbehält, stellt für die da-

malige Zeit nicht etwas einzig Dastehendes oder gar Unerhörtes dar. 1767 beantragte Freiburg zum Beispiel an der Tagsatzung, es solle jeder Stand, wenn die Brandsteuern in den vier Ämtern Schwarzenburg, Orbe, Grandson und Murten die 1698 fixierte Summe übersteige, den Überschuß auf eigene Rechnung nehmen. So, wie man es auch bei gewöhnlichen Almosen oder Mediatsteuern halte. Zumindest ein Teil der Gelder, die in Meersburg für Bischofszell eingingen, erreichte jedoch seinen Bestimmungsort.

Von Diethelms Reise in die eidgenössischen Orte, die 196 Gulden Spesen verschlang, berichteten wir schon früher. Pfleger Hans Ulrich Löhner und Stadtschreiber Ott besuchten vom 23. Juni bis 4. Juli St. Gallen und Herisau, dann die innerschweizerischen Orte, Glarus, Baden, Winterthur, Schänis und das Toggenburg. Wieder andere verkündeten das bischofszellische Elend und den Jammer in Appenzell, Zurzach, Gachnang, Frauenfeld. Die katholische Bürgerschaft bat um das Patent zur Kollekte «in partibus Turgovia» und im Rapperswiler Landkapitel.

Und das Ergebnis? Allen voran steht die Steuer der reformierten Stadtkirchen Zürichs. Diethelm und Lieb nahmen die stattliche Summe von 11 418 Gulden entgegen; das Großmünster lieferte allein 3587 Gulden ab, darunter für 1448 Gulden Gold. St. Peter kam auf 3577 Gulden. Die Bischofszeller Gesandten mußten einen Kerl mit einem Roß bestellen, der ihnen das Geld nachführte. Die Reise dauerte zwei Tage.

Fast alle eidgenössischen Stände und größeren Orte, dazu manche Klöster und Stifte geben ihr Scherflein. Das erhaltene Verzeichnis derer, die überhaupt nichts für Bischofszell übrig hatten, weist nur wenige Namen auf gegenüber der stattlichen Liste Gebefreudiger.

Die Kaufleute von Zurzach spenden 73 Gulden, die Handelsherren von Lyon, wo sich bischofszellische Leinwand-Faktoreien befinden, schicken 728 Gulden. Die Beziehungen des bischofszellischen Leinwand-Handels reichen weit. Von fremden Orten außerhalb der Schweiz gehen 1476 Gulden ein, unter anderem von Lindau, Überlingen, Mühlhausen, Ulm, Augsburg, Markdorf, Meersburg. Konstanz bringt es auf ganze 12 Gulden, neben den 11 Gulden etwa des kleinen thurgauischen Bauerndörfleins Aawangen bei Aadorf ein furchtbar mageres Ergebnis. Da lassen sich Egnach mit 160, Ermatingen mit 100 oder Keßwil-Uttwil mit 145 Gulden schon eher sehen, um nur ein paar wenige Sammlerergebnisse evangelischer Kirchgemeinden zu erwähnen.

Zur Haltung von Konstanz mögen verschiedenste, auch religionspolitische Ursachen mitgewirkt haben. Als Entscheidendstes vermute ich die Tatsache, daß der tela di Costanza, dem Konstanzer Leinentuch, vom St. Galler Erzeugnis der Rang abgelaufen wurde und daß sich am Auftrieb der Äbttestadt in dieser Beziehung ganz wesentlich Bischofszell beteiligt hatte. Im schwäbischen Leinwandbezirk führte St. Gallen, und Konstanz sah darum auch in Bischofszell einen unliebsamen Mitläufer seiner eigenen, ehedem blühenderen Industrie.

Zürich andererseits, das sich als Schutzherr der evangelischen Religion in Bischofszell fühlte, wollte sich nicht lumpen lassen und seine Stellung durch die Tat beweisen; sonst wohl selten, diesmal aber sehr zum Ergötzen der bischöflichen Kanzlei. Außer der angeführten Geldspende half Zürich noch anderweitig aus: die Zunft zur Meise schoß einen Betrag von 3000 Gulden gegen drei Prozent Zins vor (Winterthur ebensoviele gegen vier Prozent), um den Wiederaufbau der niedergebrannten Gassen zu beschleunigen. Das Musikkollegium Zürich verehrte am 31. Januar 1744 seiner Schwester-Institution in Bischofszell, welche durch den Brand Instrumente und Musikalien verloren, «aus dem alten Kasten in einem Kistli» Notenmaterial; Kantor Albertin sandte sogar ein Spinett und eine Geige, und als der neue Musiksaal ob der wiedererbauten Stadtmetzg die Kollegianten zur Einweihungsfeier am 14. November 1745 aufnahm, ließ sich Kantor Bachofen eigens und auf eigene Kosten in einer Diligence von Zürich nach Zell fahren, um die Erstaufführung eines extra von ihm komponierten geistlichen Konzerts mit drei Singstimmen, zwei Violinen, zwei Hörnern und Orgel zu leiten.

Wie Anthon von Thurn, Pfarrer Murer und andere in ihren Dokumenten, so geben die Zürcher ihrer Meinung Ausdruck, die Bischofszeller hätten das Strafgericht des gerechten Gottes irgendwie verdient, aber sie mit dem Erfolg der Brandsteuer gnädiglich getröstet: «Diser erbarmendt Gott erwärme auch noch die Eingeweide anderer, die bis dahin noch kalt gewesen!»

Diese «Erwärmung» brachte alles in allem nach der offiziellen Abrechnung 24 803, nach Diethelms Memorabilien aber 25 832 Gulden ein. Die Ursache dieser verschiedenen Angaben werden wir bald kennen lernen.

Die Verteilung der Spenden verursachte schweres Kopfzerbrechen. Da Obervogt von Thurn am 2. November 1743 einem Schlagfluß erlag (nach 37 Amtsjahren!), erhielt Bischofszell eine neue Obrigkeit in der Person des Herrn Remigius Diethrich Freien Rüpplin von Kefikon. Dieser mochte in den schwierigen Amtsgeschäften über geringe Erfahrung verfügen; auf alle Fälle war es J. v. Buchenberg, der Obervogt von Arbon, der den Bischofszeller Räten im undankbaren und heiklen Unterfangen beistand, wofür er nach des Rates Erkenntnis mit 30 Gulden 40 Kreuzer entschädigt wurde. Nachdem man in Lindau angefragt, wie sie es dort bei gleichem Anlaß gehalten, stellten die Herren ein Projekt zusammen, das uns über verschiedene Dinge Aufschluß gibt:

Da hören wir, wie die auf der Stadtschreiberei schriftlich abzugebenden Schaden-Meldungen die Höhe des jeweiligen Steuer-Kapitals oft überschritten. Berechnung und Auszahlung hatten ohne Unterschied der Personen und Religion zu erfolgen, immerhin achtete man in Zweifelsfällen darauf, ob einer zu den Burgern oder bloß zu den Ansassen gehörte.

Pfarrer Däniker machte dann geltend, er habe von den Kapitularen Befehl, die evangelische Steuer

thurgauischer Gemeinden nur unter die Evangelischen zu verteilen. Er könne deswegen diesem Punkt der Verordnung nicht folgen und das Geld nicht in eine allgemeine Kasse legen. Auf Befragen riet Bürgermeister Escher von Zürich, die Dekanate nochmals anzugehen, worauf sich diese mit dem neuen Modus einverstanden erklärten und die Verteilung ohne Rücksicht auf die Konfession vor sich gehen durfte.

Die Verordnung, zu der auch Meersburg seine Wünsche anbrachte, enthält im weitem eine Menge feuerpolizeiliche und bauliche Vorschriften, um für die Zukunft ein ähnliches Brandunglück auszuschließen: man will möglichst wenig Ställe innerhalb der Mauern bewilligen (es handelt sich unter anderem um Maulesel-Ställe der Leindwand-Faktoreien), in welchen nur für zwei bis drei Tage Futter im Vorrat liegen darf. Die Mauern sind überall zurückzunehmen, damit breitere Gassen entstehen; Verlust an Boden und Mauerwerk erhalten die Bürger entschädigt. Vor allem will man nun die Häusergruppen durch Feuermauern scheiden und weist das Pflögamt zu genau abgestuften Beiträgen an: vom Rafen bis zum Giebel zahlt es die Hälfte der Kosten, über den Giebel hinausragende Teile ganz. Eine Feuerschau und ordentliche Kontrolle müsse alle Jahre stattfinden. Das neue Rathaus aber planen die Räte als freistehenden Bau und die Gassenzeile gedenken sie des öftern durch Höfe und schmale Durchlässe zu unterbrechen. Nach Anweisungen zur sach- und fachgemäßen Rechnungsführung folgt der Verteilungsschlüssel:

Von der Kollekte ausgeschlossen bleibt, wer nach Abrechnung des Schadens immer noch (laut Steuer-Rodel) mehr als 12 000 Gulden sein eigen nennt. Einige Ausnahmen sollen gelten bei Abtretung von Kellerräumen zur Erweiterung der Gassen, beim Bau besonderer Brandmauern, bei Bauten auf zugekauftem Boden. Wer von der Steuer nichts bezieht, dem baut das Pflögamt ohne Entschädigung die Fundamente bis zu Bodenhöhe. Der Besitzer liefert das Baumaterial. Er bekommt auch einen sogenannten Freibrunnen zugesprochen, das heißt eine Wasserleitung zur Speisung eines Hahnens gegen zwei Gulden Zins im Jahr. Die übrigen Bürger bedienen sich noch ausschließlich der öffentlichen Brunnen, und diesen kam denn auch bei Trockenheit alleiniges Recht der Wasserführung zu.

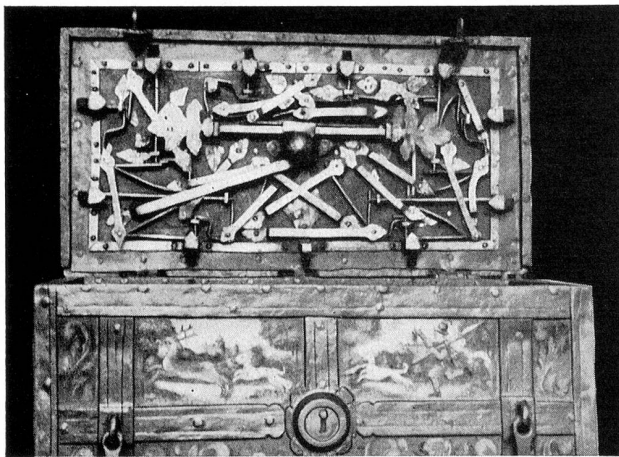
Bei 8000 bis 12 000 Gulden Vermögen (immer nach Abzug des Brandschadens) beträgt das Anrecht einen Viertel der Entschädigungssumme, desgleichen für Bedienstete und solche, die gegen Zins gewohnt. Die Hälfte erhalten Leute mit 2000 bis 8000, drei Viertel alle bei 2000 bis 4000, und endlich die volle Summe die Gruppe der Habenichtse und Kleinsparer mit unter 2000 Gulden Vermögen. Den Gulden dürfen wir für jene Zeit etwa zwei bis drei Franken gleichsetzen.

Die Kollekten fließen erst dann in des Bürgers Geldkatze, wenn er alles Baumaterial bereitgestellt und gezeigt hat, es sei ihm mit dem Bauen ernst.

Auch sonst suchten die Herren durch Gebot und Aufmunterung gleichermaßen die Baulust zu fördern.

In die erste Klasse mit voller Entschädigung kommen 34 Häuserbesitzer (13 951 Gulden nach der offiziellen Abrechnung); zur zweiten gehören nur noch sieben (3313 Gulden), zur dritten ganze fünf Bürger, und die Klasse der obern Zehntausend wird in Bischofszell durch vier Mann, nämlich durch die beiden Andreas Wehrli, Kirchenpfleger Zwinger und Altrat Lewerer vertreten. Die Daller, Zwinger, Welter von Arbon und Altrat Diethelm sitzen in der dritten Klasse.

Die ausbezahlten Beträge gibt Diethelm in seinen Memorabilien anders an als das Dokument im bischöflichen Archiv. Ja, Herr Dr. med. und Stadtschreiber Diethelm wollte sich mit der buchhalterischen Ordnung der Herren Collects Commissarios gar nicht befreunden. Der Verfasser muß ihm recht geben, und er hat seine Weisheit beim Punktieren der gesamten Kollektiv- und Auszahlungs-Rechnung geholt, mit welchen Dingen er weder den geneigten



Geldtruhe aus dem Jahre 1650
mit eingebautem Gehefmfach, zwei Sicherheitschloßern
und einem Schloß, das zehn Schnappriegel bedient
Ortsmuseum Bischofszell

noch den ungeneigten Leser langweilen will. Das Manko beträgt nämlich 3240 Gulden!

Davon entfallen allerdings um die 3000 Gulden auf «erlittenen Verlust»! Zwei Säcke mit Gold von der Kollekte St. Peters und der Predigerkirche Zürich, Beutel mit Münz und Spezie-Talern finden die Herren der Kommission, der drei von der evangelischen und drei von der katholischen Religion angehören, einfach nicht mehr auf. Die erschrockenen Mitglieder behaupten nun steif und fest, das Geld sei ihnen gestohlen worden, und der Verdacht wendet sich auf Säckelmeister Niklaus Lewerer, der früher 1008 Gulden aus dem Altrats-Trögli entwendet hatte, um seine Schulden zu begleichen. Ein Wundermann, Martin Soldat, überführte seinerzeit mit detektivischem Geschick, nach außen mit allerhand Zauber-Instrumenten den Schuldigen, und Lewerer bekam trotz mehrmaligem Ausbrechen Zeit, über den Unterschied zwischen Mein und Dein im Turme nachzusinnen.

Aber Martin Soldat, der Wundermann, versagt jetzt. Lewerer geht diesmal frei aus. Die Bürgerschaft, sowieso mit der schleppenden Geschäftsführung der Herren Keller, Hermann Bridler, Stadtschreiber Ott, Lieb, Schlatter und Zwinger wenig einig, verlangt, die Kommission solle, wenn doch Raub vorliege, den Dieb vorzeigen. Aber dazu mußten sie ihn auch zuerst aufgreifen! Und, wenn gestohlen worden sei, so folgerten 39 unterschreibende Kläger weiter, dann sehe man das gewaltsame Aufbrechen der eisernen Truhe irgendwie an. Den komplizierten Mechanismus erkennt der Leser in unserer Abbildung. Die Truhe ließ sich nur öffnen bei gleichzeitiger Anwesenheit aller verantwortlichen Schlüssel-Inhaber. Nicht das Geringste, nicht der kleinste Kratzer ist festzustellen! Also . . .

Die Sache gelangt vor den Rat, vor das Gericht. Aber dieses verliert seine Beschlußfähigkeit, weil zu viel Vettern und Verwandte der Angeklagten in Ausstand hätten treten müssen, wie es Recht und Brauch gewesen. Das Gericht mit Arboner Leuten ergänzen? Der Himmel behüte uns vor Rechtsprechung fremder Leute! So schrien der Lokalpatriotismus und ein zündend Restchen alten Stauffachergeistes.

Auch der Vogt Rüpplin lehnt dies ab; Meersburg ebenfalls. Der bischöfliche Rat nimmt sich des Falles an. Der erste Gerichtstag bringt langwierige, vergebliche Diskussionen über den Tatbestand. (25. August 1745.) Das Urteil gelangt am 22. November zu einem Freispruch; schon am 2. Dezember tragen persönliche Boten der Bischofszeller ein Revisionsgesuch der Kläger auf die bischöfliche Kanzlei. Drei Jahre im Ganzen zieht sich der Prozeß hin; die Kosten sind schon auf 342 Gulden angewachsen. Des Bischofs Gericht spricht die angeklagte Kollektiv-Kommission zum zweitenmal frei! «Juramenti purgatori» frei von «culpa vel negligentia!»¹ Die Kläger tröstete der Bischof mit 757 Stangen Holz aus der Herrschaft Schönenberg. Diese Gabe sollte den Brandgeschädigten über den Verlust weghelfen.

Als man 1805 Grümpel und abgedankte Möbelstücke aus dem Spital veräußerte, fand man in einer eisernen Kiste zirka 3000 Gulden, den seinerzeit verloren oder gestohlen geglaubten Teil der zürcherischen Brandsteuer!

Noch etwas zur Höhe der Brandsteuern. In Franken betrug sie etwa 60 000. Vergleichen wir damit die für Frauenfeld geleistete eidgenössische Hilfe: 1771, zur Zeit einer furchtbaren Hungersnot und Teuerung, sanken dort 68 Häuser in Asche. Der Schaden belief sich auf 192 337 Gulden; die Liebesteuer ergab 66 936 Gulden, also rund 154 000 Franken. 1788 wurden schon wieder 34 Häuser ein

¹ Der ganze Handel findet eine eingehendere und historisch belegte Darstellung in einem kleinen Buche des Verfassers: «Der rote Hahn in Bischofszell 1743.» Es wird auf Mai 1943 im Verlag A. Salzmann in Bischofszell reich illustriert erscheinen, ausgiebig die gesamte Baugeschichte behandeln und ein beschreibendes Verzeichnis aller Pläne, Karten, Veduten und Architekturdarstellungen geben.

Raub der Flammen. Den Verlust gab man diesmal mit 159 096 Gulden an. An Kollekten sammelten die Frauenfelder 69 895 Gulden, also noch mehr als Anno 71 bei größerer Einbuße.

1780 brannte das appenzellische Dorf Gais nieder; 71 Häuser gingen verloren. An Gaben bekamen die Gaiser 55 000 Gulden. Bei ungefähr gleichem Umfange des Unglücks erhielten also Frauenfeld und Gais mehr als das Doppelte an Liebessteuern.

Bischofszell fiel eben etwas zwischen Tisch und Bänke. Hätte nicht Zürich aus schon erwähnten Ursachen beinahe die Hälfte der Brandgelder allein aufgebracht, so wäre unser Städtchen schlimm dastanden: Es begann zwar schon kräftig Wurzeln in eidgenössisches Erdreich zu schlagen, gehörte aber immer noch dem Bischofe von Konstanz, der den acht Orten so oft in die Quere kam, wenn sie thurgauische Angelegenheiten einheitlich zu regeln gedachten. Die protestantischen Bischofszeller schlossen sich Zürich an, die katholischen eher Meersburg, paßte ihnen eine Anordnung der bischöflichen Kanzlei wenig, schlugen sie sich auf Seiten des thurgauischen Landvogtes, vergaßen aber die bischöflichen Fittiche nicht, wenn ihnen dort Schutz vor unbequemen eidgenössischen Maßnahmen sicher schien.

Bei der Brandsteuer rächte sich diese Doppelstellung, jede Partei meinte wohl, es stehe der andern eher zu, sich der Bischofszeller in umfassenderer Mildtätigkeit anzunehmen. Und die Brandgeschädigten erhielten wenig mehr als die Hälfte der bei der Kollekt-Kommission angemeldeten Summen.

Der Wiederaufbau

Schon am 10. Juli 1743 äußerte Meersburg seine Wünsche zum Wiederaufbau des Städtchens, nachdem der Vogt A. von Thurn von der Ungeduld der Bürger, bauen zu dürfen, und von der Unmöglichkeit, in den übriggebliebenen Häusern alle Obdachlosen auf die Dauer zu beherbergen, an die bischöfliche Kanzlei berichtet hatte. Er bat um entsprechende Pläne. Meersburg beschränkte sich auf allgemeine Anordnungen: Dauerhaftigkeit, Regelmäßigkeit, Aufsicht der Obrigkeit. Der neue Grundriß wird den Zellern überlassen, die ihn allerdings dem Bischofe vorzuzeigen haben. Ein erster Plan findet keine Gnade.

Die Stadt wendet sich nun an den berühmten Brückenbauer und Baumeister Jakob Grubenmann von Teufen. Er soll einen Riß und ein «Modell» zum Wiederaufbau verfertigen und ihm sichert sie die Assistenz der beiden städtischen Bauherren und obrigkeitlichen Schutz.

In der Folge erwies sich dieser obrigkeitliche Schutz, den Grubenmann aus Erfahrung vielleicht selbst anforderte, als notwendig. Beim Bau der Kawatzen- und Baumgartenpaläste in Lindau (1728) war es zu einer Art Zunftaufstand gegen den Fremden gekommen, weil er nicht einmal zu den zunftmäßigen Handwerkern gehörte. Grubenmann mußte seinerzeit mit seinen Gesellen die Stadt verlassen.

In Bischofszell regelte man die Sache zum vorneherein: fremde Zimmerleute und Maurer zahlten im Tag einen Kreuzer «Fürdernaußgelt» an die einheimischen Handwerker. Dafür durfte man sie aber in ihrer Arbeit nicht hindern. Trotzdem kam es dann, weil Jakob Grubenmann auch Privatbauten erstellte, zu unliebsamen Szenen, zu Streikversuchen, zu Wortgeplänkeln, zu Aufruhr.

Der Grubenmannsche Plan traf etwas verspätet ein, weswegen sich auch zwischen dem Rat und dem Teufener Baumeister Meinungsverschiedenheiten darüber ergaben, ob ihm überhaupt noch eine «Diskretion» zuzusprechen sei und wenn ja, in welcher Höhe. Erst im Sommer 1750 kam Grubenmann zu seinen acht geforderten Doublonen.

Der Riß selbst fand die Zustimmung von Vogt, Rat und Bürgerschaft, und weil der neuerwählte Bischof von Konstanz, Casimir Anthonius, Freiherr von Sickingen, ihn zu sehen beehrte und diesen seinen Wunsch der Bischofszeller Gratulations-Deputation aufgab, schickte man Stadtschreiber Diethelm und den Bruder Jakob Grubenmanns, den noch bedeutenderen Hans Ulrich Grubenmann, persönlich nach Meersburg. Dort erklärten sie dem neuen Herrscher den Plan und erreichten die obrigkeitliche Zustimmung zum Bau. Die Reise H. U. Grubenmanns nach der fürstbischöflichen Residenz in Sachen Bischofszeller Bebauungsplan macht es mehr als bloß wahrscheinlich, daß auch er unter die Autoren einzureihen ist.

Ein weiterer Grubenmann, der Bruder Johannes', Uhrmacher von Teufen, hängte am 14. November 1743 für 80 Gulden die beiden neuen Glocken in den Zeitglockenturm, und im folgenden Jahr brachte er die neue Uhr mit Viertelstundenschlag an, die bei sechsjähriger Garantie 250 Gulden gekostet hat. Diesen Johannes treffen wir vornehmlich bei Turmaufbauten, so kurz vorher in Herisau, später in Gais, Schwanden, St. Gallen (St. Laurenzenkirche) und im Kloster Wurmospach. 1751 baute er, wenn auch nicht nach eigenen Plänen, das Regierungsgebäude in Chur; die einzigartigen Holzbrücken von Reichenau und Oberglatt sind sein Werk; beim Wettinger Brückenbau half er mit.

Bis jetzt kannte man, auch in den neuesten Publikationen über die Teufener Baumeisterfamilie, von Jakob außer den 22 Kirchen, die ihm zugeschrieben werden und von denen wir 19 feststellen konnten, außer der 1743 errichteten Ziegelbrücke nur die Lindauer Paläste Kawatzen und Baumgarten. Von den übrigen etwa 20 Privatbauten entfallen mit Sicherheit nur je ein Werk auf Johannes, Johannes junior und H. Ulrich Grubenmann. Für die andern nennt man nur allgemein die Grubenmann als Erbauer. In Lindau aber baute Jakob nach fremden Plänen.

Bei seinen Nachforschungen über den Brand von 1743 konnte der Verfasser für sechs bischofszellische Häuser urkundlich, für weitere drei mit großer Wahrscheinlichkeit Jakob Grubenmann als Baumeister und Architekten nachweisen.

Es handelt sich um jene prächtig-harmonischen «Patrizierhäuser», deren Brandmauern weit über die behäbigen Mansardendächer hinausstoßen und durch Treppengiebel den für Bischofszell so ungemein charakteristischen Beschluß finden. Bei dieser Konstruktion hat noch ein anderer Meister ungefragt mitgewirkt, der nie in Person vorhanden, aber doch stets anwesend war: die Angst vor dem roten Hahn! Die



Rathaus 1747—1750

sich daraus ergebenden Kompromisse löste der technisch ausgeprägte Sinn der Grubenmann (ich glaube, daß die Pläne meist Gemeinschaftsarbeiten der Teufener darstellen) in eindrucklicher Weise.

Was 1792 der Engländer Coxe über Ulrich Grubenmann schreibt, nämlich daß dieser mit seiner natürlichen Geschicklichkeit und der erstaunlichen Anlage zum praktischen Teil der Mechanik zu den «erfinderischsten Baumeistern des Jahrhunderts» zu zählen sei, das darf weitgehend auch für Jakob gelten. Noch heute staunen wir ob der Kühnheit und Sicherheit der technischen Anlagen. Stilistisch aber folgten Jakob wie Ulrich nur sehr zögernd dem Zeitgeiste oder verschlossen sich ihm ganz. Aus diesem Grunde

fragte er wenig nach den gestrengen Regeln der «wälschen Bauwies». Seine Art, die Fenster aneinanderzureihen und nur durch schmale Pfosten zu trennen, stammt aus gotischen Zeiten. Wir finden sie zum Beispiel beim Hause Munz und den bekannten Scherbhäusern «Rosenstock» und «Rebstock» an der obern Marktgasse. Bei den drei Dallerhäusern an der obern Kirchgasse fehlt diese Anordnung, vielleicht,

weil sie dem ganz französisch gerichteten Geschmacke ihrer Besitzer, der bedeutenden Leinwandherren Daller, kaum entsprochen hätte. Die Daller erfreuten sich denn auch eines französischen, nach Versailler Stil zurechtgestutzten Gartens hinter dem Hause, aber jenseits des Grabens.

An den nobel zurückhaltenden Fassaden fallen nur noch die währschaften Haustüren und die stilvoll einfachen, auch an andern Grubenmannschen Bauten nachweisbaren Türgerichte auf.

Das Innere birgt manche Kostbarkeiten: da führen uns Treppen mit eisernen Geländern oder Holz-Balusten in die obere Stockwerke, wo jeweils durch eigenwillige Viertelswendung der Etage der folgende Treppenlauf gewonnen wird. So blicken wir vom Erdgeschoß durch reizvolle Lichthöfe durchs ganze Haus. In den gediegen ausgestatteten Räumen (zu oberst meist der Musik- oder Festsaal) entzücken uns Stukkaturen süddeutscher Kleinmeister, von denen es besonders einer hervorragend verstand, seiner blühenden Phantasie in Fabelwesen, Sphinxen, Tieren, abendländischen und orientalischen Königsbüsten, reichlichem Zottelwerk, Musikinstrumenten und Berufsemblemen beredten Ausdruck zu verleihen. Da wandert unser Auge auch über mehr oder weniger gut geratene Blumen- und Früchtstücke oder verfolgt den mozartisch leichten Schwung der mit Blumenrosetten geschmückten Bänder. Diese Stukkaturen unterscheiden sich deutlich

von den italienischen Arbeiten der Pozzi aus Mendrisio im Rathaus.

Eigenartig erscheint uns, wie die innere Feuermauern der Doppelhäuser (Scherb, Daller) auf die Achsen der Frontgiebel fallen. Auch dieses Kuriosum hängt mit der Angst vor des Feuers Macht zusammen; die Furcht vor einem neuen Brande sitzt den Bischofszellern der innere Stadt noch lange, lange in den Knochen!

Erst nach und nach erhob sich Bischofszell wieder aus Schutt und Asche. Ende 1745 sind etwa 40 Häuser bezogen worden. Mit dem Bau des neuen Rathauses, der reiflich überlegt sein will, wartet die Bürgerschaft bis Anno 1747 zu.

Schon die Planierung ruft einem Wettstreit zwischen Deutsch und Welsch. Ob Grubenmann sich auch daran beteiligt, wie vermutet wird? Nach den in Bischofszell gemachten Erfahrungen, wo ihm Stadtbaumeister Lieb das Leben so versauerte, kaum!

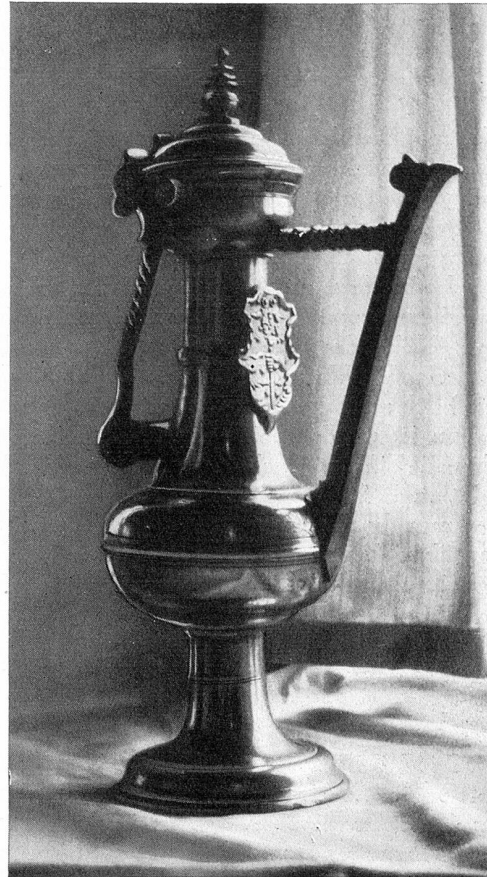
Den Riß des Konstanzers Steyr weisen die Bischofszeller ab. Das Projekt von Gaspare Bagnato aber gefällt. So erhält das Städtchen mitten im Ring solider, harmonisch aber etwas trocken gebauter Bürgerhäuser ein köstliches Juwel südlicher Baukunst, einen italienischen Barockbau mit französischem Mansardendach. Wunderbar ruhig und klar wirkt die Fünfteilung der Fassade. Wenn auch der kleine, für ein Landstädtchen reichliche Zierat ganz dem spielerischen Rokoko huldigt und die antiken Büsten über den Fenstern der damaligen klassizistischen Strömung gestrenge Reverenz erweisen, so fällt doch kein Bauglied aus der Harmonie des Ganzen. Das will etwas heißen bei der internationalen Gesellschaft, die sich um das Werden des Baues bemüht: da sind Süddeutsche und Vorarlberger beschäftigt, Tessiner und Thurgauer. Der Steinhauerparlier Gebhard Anwander stammt aus Mehrerau, der eine Steinmetz aus Konstanz (Ferd. Schratt), der andere aus dem Obersalzburgischen (Lorenz Wieser). Die Stukkateure, Vater und Söhne Pozzi, wurden in Castel San Pietro bei Mendrisio geboren. Berühmte Leute, diese Pozzi: der Vater schuf unter anderm den Hauptaltar der St. Ursus-Kathedrale in Solothurn, der älteste Sohn Giuseppe, Gehilfe des Vaters in Bischofszell, starb als Hofstukkateur des Kurfürsten Karl Theodor in Mannheim. Auch Carlo konnte viel und vieles; von ihm stammt die Engels-glorie über dem Hochaltar der bischöflichen Kirche Solothurns. Für Bischofszell gaben sie sich nicht sonderlich Mühe.

Erfreulich berührt, daß daneben die Leistungen einheimischer Handwerker keineswegs abfallen. In die Lieferung der Öfen müssen sich Daller und Gonenbach mit den besten Hafnern ihrer Zeit teilen, mit Daniel und Hans Heinrich Meyer von Steckborn. Die Schreinerarbeiten werden an Franz Josef und an Michael Ott vergeben, darunter auch die Portaltüre mit der famosen Scheinperspektive und das leider in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit so vielen andern Kunstschätzen verkaufte Täfer des großen Gerichtssaales. In der reichen und kunstvollen Gestaltung der Korbgißter, des Geländers der schönen Freitreppe und des Eisenwerks der Altane wetteifern die Schlosser Lauchenauer, Wehrli und Schlatter. Zimmermann Lieb setzt den mächtigen Dachstuhl auf.

Bagnato sorgt für Hausteine und bringt sie nach Uttwil; die Stadt übernimmt alles übrige Material: monatelang arbeiten Steinhauer am Yberg nördlich Bischofszell, Tuffsteine stammen aus der Kobesen bei Helfetswil, auch in der Rengishalden bricht man welche. Die Erb- und Schupflebensbauern der Stadt, des Siechenamtes und des Spitals besorgen in längerer Fron den Transport auf Schlitten. Auch die Hausteine müssen am Bodensee abgeholt werden. Der Ziegel-Luftbrenner Georg Martin aus Eberschaft in

der Herrschaft Kempten visitiert die «hießigen Erden», befindet sie gut, wirft nach Ostern 1748 Loch und Graben auf und brennt im Akkord gegen 170 000 Ziegel von einem Werkschuh Länge, das Hundert zu 3 Gulden 40 Kreuzer. Hiezu holt die Stadt das Brennmaterial aus dem Stegwieshölzli bei der Thurbrücke.

Bei einer zukünftigen Renovation (die des schwärzlichen und viel zu groben Besenwurfes halber kein Luxus darstellte) hätte man nicht lange über die



Eine der zwölf Ratskannen
des Zinggießers Bart. Riedtmann († 1727) mit dem Brandwappen
Fuß und Korpus nach ältern Gußformen
Ausguß nach Vorbild der Berner Stegkannen

farbige Gestaltung zu diskutieren. Diethelm hat uns Bagnatos Rezept übermittelt: ein fleischfarbiger Besenwurf mit englischer Erden und Kalk vermisch. Den Steinmetz Held aber hieß man die Fensterrahmen streichen: außen mit Nußbaumfarb und innen perlfarbig, das Stück zu 33 Kreuzer, «sauber und ohne klag». Leider verzichtete die Stadt auf Bagnatos Angebot, den Burgersaal von einem berühmten Meister um 250 Gulden ausmalen zu lassen.

Am 25. Mai 1747 war der Grund gelegt worden zu den viereinhalb Schuh (1,4 m) dicken Fundamenten. Im Spätjahr 1748 finden wir den Rohbau fertig erstellt und nach Vollendung des Innenausbau konnte die Einweihung im Beisein sämtlicher Honoritäten, des Obervogtes und eines bischöflichen Vertreters stattfinden. Das war am 27. Dezember 1750.

Der Bau kostete 17 417 Gulden, das gleichzeitig von Bagnato erbaute Kornhaus zu Rorschach ohne Steine 37 000 Gulden. Bischofszell besaß allen Grund, stolz aufs vollendete Werk zu blicken, das ihm derselbe Baumeister geschenkt, der unter vielen andern Bauten Pläne zur neuen Kathedrale Sankt Gallen schuf. Eines seiner letzten Werke ist die Stadtkirche Ehingen (1754).

Erstaunt beaugapfelte wohl der Bürger den aristokratischen Bau, der, freistehend, reserviert aus der Baulinie der gewöhnlichen Bürgerhäuser zurücktritt und sich die nötige Distanz durch Zwischenräume mit niedrigen Sperrmauern und Toreingängen verschafft, ohne deswegen unfreundlich abgeschlossen zu wirken.

Wohl mancher buchstabierte am feierlichen Einweihungstage vergeblich am Chronogramm des Caspar Mauch (Pfarrer zu Oberglatt im Toggenburg) herum, welches der «Salzburger» dann in vergoldeten Buchstaben über dem Tor anbrachte und das den Bischofszellern aus den Tagen der Schrecknis, der Verwirrung und der Aufregung den Weg in eine ruhigere, blühendere Zeit weisen sollte: LeX fVIt, est et erIt VnIVersaLI, Dato CVIqVe sVVM. (V = u.) «Recht war, ist und wird immer überall sein, wenn jedem das Seine gegeben.» Die groß geschriebenen Ziffern ergeben zusammen das Einweihungsdatum 1750.

Oder man besprach die neuen Zutaten im Stadtwappen über dem Balkonfenster, das von der «Gerechtigkeit» und der «richterlichen Gewalt» als alle-

gorischen Engelsgestalten flankiert wird, von den drei Flammen und den drei Sternen im Wappenfeld, die nun um den Bischofsstab herum beängstigenden Platzmangel erzeugen. Sie sollen davon erzählen, wie die Stadt dreimal verbrannt (Anno 1273 das erste, 1419 das zweite und 1743 hoffentlich das letzte Mal), aber immer wieder wie der Vogel Phönix neu und schöner aus der Asche erstanden sei.

Zwar erscheint das neue Wappen nicht nur am Rathause. Auch die um 1700 entstandenen prächtigen Ratskannen aus Zinn bekamen nachträglich aus irgend einem unverständlichen Grunde ein aufgelötetes Wappenschild mit fünf Sternen und fünf Flammen, typisches Rokospiegel des Fin de siècle, das in heraldischen Dingen allen Ernst und alle Zuverlässigkeit verloren hatte.

Die Stadtväter waren richtig beraten, als sie 1924 wieder zum Wappen zurückkehrten, wie es die Originalsigel des ausgehenden 16. Jahrhunderts zeigen. Denn die zunftmäßigen Heraldiker hatten sich ob dem unheraldischen und unästhetischen Sternen- und Flammengreuel bekreuzigt, und beinahe wäre es im Streit um die Neugestaltung unter ihnen zu einem sehr unerquicklichen Handel gekommen.

Wie dem nun auch sei: als Schüler, wo ich das «Brandwappen» über dem Portal des Sekundarschulhauses in Kunstschmiedearbeit betrachten konnte, machte mir die darin festgehaltene Symbolik mächtigen Eindruck:

«Es ist kein Unglück so groß,
Dem nicht ein Segen im Schooß!»

Ein Lied im Walde

Von J. Rickenmann

*Aus hellem Mund ein Heimatlied
Im tiefen, tiefen Waldesgrund.
Wo kam es her? Wo will es hin?
Die Bäume lauschen und das Ried
Und alle Felder in der Rund,
Durch grüne Schluchten schweift es hin.*

*Wie sanfter, süßer Orgelklang
Aus lichten Himmelshöhen fällt,
So hub es an am fernsten Rain.
Jetzt zieht es laut den Busch entlang
Und füllet kühn des Waldes Zelt.
Wer singt? Es singt der ganze Hain!*

*Der Heimatwald, der hohe Dom,
In seiner Kuppelwölbung trägt
Das Lied, das seinem Grund entsprießt,
Wie voll und hochgemut ein Strom
An starke Pfeilerbogen schlägt,
Wenn er sie breit und kühn durchfließt.*

*Ich stand verdeckt von Busch und Baum,
Als näher es und näher zog.
Jetzt, Heimatlied, nimm an Gestalt!
Zwei schlanke Schatten sah ich kaum,
Eh' es ins Tannendunkel bog,
Dem Blick entrückt und fern verhallt.*